

Lothar von Seltmann

Henry Dunant  
Visionär und Vater des  
Roten Kreuzes  
Eine Romanbiographie

**SCM Hänsler**

# Inhalt

## Teil I 1828 – 1855

Waisenkinder im Park.....	9
Menschen in Ketten .....	21
Christ sein heißt nachfolgen .....	38
Von der Donnerstagsgesellschaft zum CVJM.....	49
Die Gründung des CVJM-Weltbundes .....	57

## Teil II 1855 – 1864

Algerische Geschäfte .....	73
Eine denkwürdige Reise.....	89
»Eine Erinnerung an Solferino« .....	106
Das erste Komitee für Verwundetenhilfe .....	125
Eine Konvention der Menschlichkeit.....	145

## Teil III 1864 – 1910

Bankrott und Ruin .....	165
Stern am dunklen Himmel .....	176
Traurige Jahre – Licht am Horizont.....	194
Im Appenzeller Zuhause .....	211
Denkwürdige »Auferstehung« .....	222
Zur höchsten Anerkennung.....	234
Die letzte Wegstrecke.....	258
Anmerkungen.....	277

eigentlich wirklich unterwegs? Als was war er unterwegs? Als Geschäftsmann? Als Tourist? Als einer, der sich plötzlich für internationale Konflikte und ihre kriegerische Lösung interessierte? Wollte er nicht dem Kaiser eine Huldigung überbringen, um seine Gunst zu erlangen, damit er seinen Geschäftsideen den Weg ebnete?

Dieses sein eigentliches Ansinnen verlor Henry Dunant vollends aus den Augen, als er am Morgen des 25. Juni 1859 das eigentlich so beschauliche Städtchen Castiglione erreichte – und dort ein unbeschreibliches Chaos vorfand. Dieser Ort war zum Hauptsammelplatz für ungezählte Verwundete der heißen Schlacht vom Vortag geworden. Henry Dunant erfasste das blanke Entsetzen. Was er hier an Elend sah und hörte, der grässliche Geruch, der in den Gassen hing – all dies war einfach unfassbar und nahm ihm für Momente schier den Atem. Er hatte zwar am Vortag auf seiner letzten Reisetappe über viele Stunden den Kriegslärm und das Kanonendonnern der Schlacht gehört und war ihm dabei immer näher gekommen. Auch hatte er mehrfach im Vorbeifahren und bei notwendigem Anhalten Berichtsfetzen aufgeschnappt von Menschen, die diese Gegend offenbar fluchtartig verließen. Was er mitbekommen hatte, kündete von entsetzlichem Gemetzel Trupp gegen Trupp und Mann gegen Mann. Zehntausende sollten auf den Hügeln und in den Senken rund um den Ort Solferino in ihrem Blut liegen, tot, beinahe tot oder demnächst tot ... aber was er hier mit eigenen Augen sah, war unendlich viel schlimmer als alles, was er sich hatte vorstellen können.

Blitzartig schoss dem Schweizer der Name der englischen »Frau mit der Lampe« wieder durch den Kopf und zugleich die Frage, was Florence Nightingale in seiner Situation wohl getan hätte. Über die Antwort brauchte Henry Dunant nicht einen Moment nachzudenken. Die war ihm ebenso blitzartig bewusst. Der Zivilist im weißen Reiseanzug entstieg seinem

Kabriolett, gab seinem Kutscher Weisung zu warten und begab sich mitten in das blutige, verdreckte, stinkende, schreiende, stöhnende Chaos. Einer musste doch anfangen, Hand anzulegen, Blut zu stillen, Wunden zu verbinden, Wasser zu reichen, Tränen zu trocknen, freundliche und tröstliche Worte zu sagen, letzte Wünsche aufzunehmen, Sterbenden die Hand zu halten und ihnen hernach die Augen zuzudrücken ... Einer musste doch anfangen zu handeln, damit andere nach seinem Vorbild zu gleichem Handeln bereit wurden ... Einer musste doch anfangen, sich um die unzähligen Verwundeten zu kümmern, die bereits in diesem Ort herumlagen ... Einer musste doch beginnen, ein ordentliches Lazarett einzurichten für die, die wahrscheinlich auf dem Schlachtfeld noch aufgesammelt werden mussten, und für sie Behandlung und Pflege zu organisieren, Verbandsstoffe zu besorgen, Wasser und Brot herbeizuschaffen, Suppe zu kochen und zu verteilen ... Einer musste doch anfangen ...!

Nein, Henry Dunant brauchte nicht lange zu überlegen, er fing an zu handeln – ohne Rücksicht auf Nationalitäten und Sprachen, ohne Rücksicht auf Waffenzugehörigkeiten, Uniformen und Dienstränge, ohne Rücksicht auf Orden und Ehrenzeichen – vor allem ohne Rücksicht auf sich selbst und auf seine eigene Empfindlichkeit im Umgang mit Blut und Dreck und Gestank und auf seine Empfindsamkeit im Blick auf Elend und Not seiner Mitmenschen ... »*Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!*« Waren die verwundeten Elendsgestalten nicht alle Brüder? Vor allem die unterlegenen und dadurch gedemütigten? Franzosen, Deutsche, Algerier, Österreicher, Kroaten, Serben, Italiener, Legionäre anderer Herkünfte ... alle Brüder? – »*Tutti fratelli!*«

Das »Alle sind Brüder!« des Schweizer Kaufmanns in seiner auffallenden Kleidung machte bald die Runde unter den zivilen Menschen des Städtchens, und Alt und Jung ließ sich in die Arbeit der Barmherzigkeit einspannen. Zwar blieb alle

Hilfe im Gesamten gesehen vergleichbar dem sprichwörtlichen Tropfen auf den heißen Stein, aber denen, die hier in den Kirchen und Klöstern, in den Privathäusern und in den Räumen der Kaserne von Castiglione in ihren Schmerzen lagen, konnte geholfen werden. Dabei bestand für viele die Hilfe lediglich darin, dass ihnen das Sterben erleichtert wurde durch einen letzten Schluck Wasser, eine freundliche Geste und einen tröstenden Zuspruch. Wie vielen von denen hätte ihr Leben erhalten werden können, wenn die Militärs auf beiden Seiten wenigstens ein Minimum an Vorsorge getroffen hätten ...

Unermüdlich und ohne nennenswerte Pausen war Henry Dunant im Ort und in seiner Umgebung unterwegs, beschäftigt mit der Bergung unendlich vieler weiterer Verwundeter – die Bestattung der Hunderten, nein, Tausenden von Toten in Massengräbern der Region überließ er anderen –, befasst mit der Organisation ihrer Versorgung und der Beschaffung von Verbandsmaterialien und allen möglichen anderen notwendigen Dingen. Dabei kam ihm seine Mehrsprachigkeit sehr zugute. Er konnte sich mit den meisten Menschen der bald mehr als überfüllten Lazarettstadt zumindest verständigen. Wenn er nicht irgendwo unterwegs war, beteiligte er sich selbst aktiv am Pflegedienst, zumeist in der Chiesa Maggiore. Diese Kirche wurde so etwas wie sein Hauptquartier. Kaum dass der »Mann in Weiß«, wie Henry Dunant schon nach wenigen Tagen seines Einsatzes genannt wurde, sich einmal für ein paar Stunden in seine Stube im Haus seiner Gastgeberinnen, der Schwestern Pastorio, zurückzog, um wenigstens ein wenig zu ruhen und sich danach umso eifriger in seine Arbeit zu stürzen. – Wie lange mochte bei dem rastlosen Einsatz die Energie dieses barmherzigen Samariters reichen? Wie lange konnte das gut gehen? Wann würde der Mann unter den Lasten der Ereignisse und ihrer Behandlung zusammenbrechen?



APRÈS LA BATAILLE DE SOLFERINO.  
 (D'après le tableau de T. Yenn, placé dans la Chapelle du Fatoletto.)

*Die Schlacht von Solferino, zeitgenössische Darstellung (Abb. 4)*

Nach vierzehn Tagen unermüdlichen Einsatzes verließen den Schweizer Samariter dann tatsächlich die Kräfte. Er verließ beinahe fluchtartig und ohne besonderes Aufheben Castiglione und den Schauplatz seines Wirkens. Bis zu diesem Tag hatte er für die überlebenden Opfer der unseligen Schlacht in den Hügeln um Solferino schier Unmögliches geleistet. Henry Dunant hatte sich bis an seine Grenzen selbst verleugnet und aufgeopfert. Er hatte durch sein Vorbild vielen Menschen den Blick für eine Mitmenschlichkeit und Barmherzigkeit geöffnet, die keine Unterschiede machte zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Hohen und Niedrigen, zwischen reich dekorierten Befehlshabern und einfachen Befehlsempfängern. Er hatte Unzählige zur Mithilfe bewegen können: die Bewohner von Castiglione und die der umliegenden Dörfer, hauptsächlich die Frauen, alte und junge, dazu unverletzte und lediglich leicht verletzte Soldaten aller beteiligten Nationalitäten, mehrere englische Touristen,